

Richard Rottenburg

Weit hergeholtte Fakten

Qualitative Soziologie · Band 2

Herausgegeben von

Klaus Amann

Jörg R. Bergmann

Stefan Hirschauer

Die Reihe 'Qualitative Soziologie' präsentiert ausgewählte Beiträge aus der qualitativen Sozialforschung, die methodisch anspruchsvolle Untersuchungen mit einem dezidierten Interesse an der Weiterentwicklung soziologischer Theorie verbinden. Ihr Spektrum umfasst ethnographische Feldstudien wie Analysen mündlicher und schriftlicher Kommunikation, Arbeiten zur historischen Sozialforschung wie zur Visuellen Soziologie. Die Reihe versammelt ohne Beschränkung auf bestimmte Gegenstände originelle Beiträge zur Wissenssoziologie, zur Interaktions- und Organisationsanalyse, zur Sprach- und Kulturosoziologie wie zur Methodologie qualitativer Sozialforschung und sie ist offen für Arbeiten aus den angrenzenden Kulturwissenschaften. Sie bietet ein Forum für Publikationen, in denen sich weltoffenes Forschen, methodologisches Reflektieren und analytisches Arbeiten wechselseitig verschränken. Nicht zuletzt soll die Reihe 'Qualitative Soziologie' den Sinn dafür schärfen, wie die Soziologie selbst an sozialer Praxis teilhat.

Weit hergeholte Fakten

Eine Parabel der Entwicklungshilfe

Richard Rottenburg



Lucius & Lucius · Stuttgart

gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Rottenburg, Richard:

Weit hergeholte Fakten : Eine Parabel der Entwicklungshilfe / Richard

Rottenburg. - Stuttgart : Lucius und Lucius, 2002

(Qualitative Soziologie ; Bd. 2)

ISBN 3-8282-02213-6

© Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart 2002

Gerokstr. 51, D-70184 Stuttgart

www.luciusverlag.com

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung, Verarbeitung und Übermittlung in elektronischen Systemen.

Druck und Einband: Ebner & Spiegel GmbH, Ulm

Printed in Germany

Dank

Prolog 1

GLAUBEN

1 Der feste Boden der Entwicklungspolitik 23

2 Das Risiko des Unternehmers 39

ZWEIFELN

3 Die Enthüllungen der Wissenschaft 87

SUCHEN

4 Zwischenräume 125

5 Aushandlungszonen 159

AUF EIN NEUES

6 Metacode - Kulturcode 213

Epilog 242

Anmerkungen 244

Literatur 261

Dank

Dieses Buch ist lange überfällig. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat mir durch die Finanzierung eines Freisemesters geholfen, nicht noch mehr Zeit zu verlieren. Für meine Verzögerungen sind zwar viele Umstände verantwortlich, doch letztlich liegt es daran, dass ich mich regelmäßig in meine Forschungsgegenstände verstricke. Die elementare Grundregel meiner Disziplin, Dinge mit einem warmen und einem kalten Auge zu sehen, Engagement und Distanz stets in einer vernünftigen Balance zu halten, kann ich wider besseres Wissen nicht richtig befolgen. Bis ich die nervösen Spuren des Engagements soweit zurücknehmen kann, dass sich die distanzierten Leser nicht bedrängt fühlen, bedarf es vieler Überarbeitungen. Wenn ich heute trotzdem ein Ende gefunden habe, so liegt das an dem Zuspruch, den mir meine Freunde auch dann zukommen ließen, wenn ich sie wieder einmal enttäuscht hatte. Sie erteilten mir allerdings nicht nur bestätigende Ratschläge zur Abkürzung meiner Irrwege. Barbara Czarniawska und Bernward Joerges machten mich auf Abgründe aufmerksam, die ich gar nicht bemerkt hätte; Werner Schiffauer schaffte es immer wieder, mich bei der Suche nach Auswegen vor Holzwegen zu bewahren. Es ist mir unmöglich, ihnen dafür angemessen zu danken. Soweit es um den Text geht, bin ich des weiteren folgenden Freunden und Kollegen zu Dank verpflichtet: Bernhard Streck, Dieter Weiss, Ralph Buchenhorst und Marin Trenk haben es auf sich genommen, eine erheblich längere Version kritisch zu kommentieren. Wertvolle Anregungen verdanke ich den Gesprächen mit Steffen Strohmenger, Herbert Kalthoff, Barbara Grimpe, Matthias Strocher, Klaus Amann und Stefan Hirschauer. Helge Mohn hat die Diagramme erstellt; Kathrin Keller hat schließlich die Endversion korrigiert und formatiert. Wie jede andere Ethnographie wäre auch diese nicht zustande gekommen, hätte ich im Feld keine Menschen gefunden, die bereit waren, mich in ihre Sicht der Dinge einzuweihen. Wegen der Fiktionalisierung meines ethnographischen Berichts kann ich ihre Namen hier nicht aufzählen. Gisella, Miriam, Judith und Esther erinnerten mich daran, dass es auch außerhalb des Textes ein Leben gibt und bewahrten mich davor, den Mut zu verlieren. Letztendlich aber ist dieses Buch aus meiner bitteren Verzweiflung über das Inferno des sudanesischen Krieges entstanden, der nach meiner Überzeugung hauptsächlich auf Probleme zurückgeht, wie ich sie hier untersuche.

Eine Regierung zu stürzen ist in Afrika nicht schwer;
die Probleme fangen erst danach an,
wenn ein besseres Regime aufgebaut werden soll.

(Kommentar eines Freundes, Khartoum im Januar 1987)

Prolog

Seit dem Ende des Kolonialismus haben sich eine neue Art von Experten und ein globales Netzwerk von Organisationen herausgebildet, die in den armen Ländern des Südens gesellschaftliche Entwicklung in Gang setzen sollen. Das Schlüsselproblem dieser Aufgabe liegt in der Herstellung von Objektivität zwischen verschiedenen Bezugsrahmen. Als Forscher kann man sich neben die Vermittlungsexperten stellen, um eine objektivere Repräsentation des einen oder anderen Entwicklungsproblems zu liefern. Man kann sich aber auch unter sie mischen, um ihre Repräsentationspraktiken und deren Folgen zu untersuchen, wie ich es mir für dieses Buch vorgenommen habe.

Gegenstand

Zwischen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts kommt ein Prozess zu seinem Ende, der ungefähr vierhundert Jahre zuvor eingesetzt hatte: Wenige Staaten, die vor allem an den Küsten des Nord-Atlantiks gelegen waren, teilten sich die nicht-europäische Welt nahezu restlos in Imperien auf. In den zwanzig Jahren, die dem Zweiten Weltkrieg folgten, brachen diese Imperien wieder zusammen. Die Kolonisierung der nicht-europäischen Welt löste eine besondere Dynamik aus, die sich nach dem Ende des Kolonialismus zwar veränderte, aber nicht mehr rückgängig zu machen war. Der Schlüsselbegriff für diese Dynamik lautet: *Entwicklung*. Auf dem Programm stand damit eine Hinführung zum Besseren durch einen Fortschritt, wie ihn der kapitalistische oder (bis 1989) sozialistische Industrialismus vorgegeben hat: durch wirtschaftliche und technisch-wissenschaftliche Entwicklungen.

Mit der Annahme des Modells war nicht nur der Weg als Fortschritt durch

Modernisierung definiert, sondern die lokal gegebenen Lebensformen waren als rückständig denunziert. Rund zwei Drittel der Weltbevölkerung – mit übrigens rapide steigender Tendenz – lebt entsprechend dieser Klassifikation bis heute in unterentwickelten Verhältnissen. Das Ungeheuerliche an dieser Klassifikation ist die Tatsache, dass sie universal angenommen wurde, oft auch von denen, die selbst gemeint sind. Wer sich als unterentwickelt wahrnimmt, schämt sich seiner Sprache, seiner Kleidung, seiner Gewohnheiten und Überzeugungen – zumindest für die seiner Vorfahren. Wer etwas werden will, kann dies nur über eine nachgeholte Sozialisation in den dafür aufwendig eingerichteten Bildungsanstalten der Entwicklungsländer versuchen. Was man hier lernt, zeichnet sich vor allen Dingen dadurch aus, dass es mit der unmittelbaren sozialen, kulturellen und raum-zeitlichen Umgebung so gut wie nichts zu tun hat, denn diese Welt ist allenfalls ein Hindernis, das man hinter sich lassen möchte. In den Bildungsanstalten der Dritten Welt lernt man stattdessen das Modell kennen. Dieser Sachverhalt bleibt für die Orientierung der Eliten nicht folgenlos.¹

Was man Entwicklung nennt, ist kein einheitlicher Prozess. Während man nach Phasen, Kontinenten und Ländern unterschiedliche Entwicklungsdynamiken feststellen muss, kann man dennoch idealtypisch ein einheitliches Handlungs- und Deutungsmuster erkennen. Zu diesem Muster gehören: eine *Gesellschaft*, die sich das Etikett «unterentwickelt» anheftet und folglich gemäß Definition die anvisierte Entwicklung aus sich heraus – als unwillkürlichen sozialen Wandel – nicht zuwege bringt; eine *Elite*, die sich dazu berufen fühlt, ihre Herkunftsgesellschaft zu modernisieren; ein *Modell*, das die Unterentwicklung zu überwinden verspricht; internationale *Experten*, die der lokalen Elite dabei helfen, das Modell zu realisieren; ein weltumspannendes Netzwerk formaler Organisationen, in dem der Vorgang Entwicklung betrieben und finanziert wird. Die Organisationen unterscheiden sich nach Gebern und Nehmern, nach national und multinational, vor allen Dingen aber bevölkern sie das, was man ein *Organisationsfeld* nennt. Schließlich wird der Diskurs der Entwicklungs-Arena durch die weltweite *Hegemonie des westlichen Weltbildes* abgesichert.²

Wenn man den Anfang der Entwicklungspolitik in die sechziger Jahre verlegt (andere Rechnungen wären auch möglich), befinden sich die Bemühungen um Entwicklung gegenwärtig am Ende ihrer vierten Dekade. Seit vielen Jahren spricht man offiziell nicht mehr von Entwicklungshilfe, sondern von Entwicklungszusammenarbeit. Mit Entwicklungszusammenarbeit – im internationalen Jargon: «development cooperation» – ist gemeint, dass die eine Partei, die mehr hat und schon

weiter ist, der anderen Partei, die weniger hat und noch nicht so weit ist, eine Transferleistung zukommen lässt. Damit soll erreicht werden, dass die minderbemittelte Partei irgendwann nicht mehr auf diese Hilfe angewiesen ist, da sie die Differenz aufgeholt hat. Dies ist die einfache Quintessenz des Vorgangs.

Die Hoffnungen und Gewissheiten des Entwicklungsdiskurses haben im Laufe der Jahrzehnte allerdings stetig abgenommen. Dies gilt insbesondere für das subsaharische Afrika, auf das sich dieses Buch beschränken soll. Parallel zu und teils unabhängig von den nicht abreißen den Fehlschlägen nachholender Modernisierung fand in den so genannten «Geberländern» eine stetig voranschreitende Verunsicherung statt. Am Ende dieses Prozesses steht die Parole: «Von anderen Kulturen lernen.» Auch wenn diese selbstzweiflerische Vorstellung mehr von der westlichen Deutungs- und weniger von der Entscheidungselite vertreten wird, ist sie doch so gängig und mächtig geworden, dass der Vorbildcharakter des euro-amerikanischen Modells im öffentlichen Diskurs nur noch sehr versteckt und verschämt zum Ausdruck kommt. 1951 sprach man noch so:

There is a sense in which rapid economic progress is impossible without painful adjustments. Ancient philosophies have to be scrapped; old social institutions have to disintegrate; bonds of caste, creed and race have to burst; and large numbers of persons who cannot keep up with progress have to have their expectations of a comfortable life frustrated. Very few communities are willing to pay the full price of economic progress. (United Nations, Department of Social and Economic Affairs, Measures for the Economic Development of Underdeveloped Countries, 1951)³

1996 spricht man dagegen so:

(...) wir aus dem Westen haben den Menschen nicht zu sagen, wie sie sich entwickeln sollen. Die Menschen selbst sind klug genug, dies für sich selbst und ihre Kinder zu entscheiden. (Wolfensohn, Präsident der Weltbank)⁴

Der Untergang des Sozialismus, den man üblicherweise mit dem Fall der Berliner Mauer auf 1989 datiert, ließ das westliche Markt-Modell als einzige Gesellschaftsform übrig. Diese Alternativlosigkeit führte dazu, alte Überlegungen zu den Aussichten des Modells konsequenter weiterzudenken, als dies vorher möglich oder notwendig erschien. Man erinnerte sich daran, dass das Modell darauf ausgelegt ist, seine natürlichen Grundlagen zu zerstören. Eine nachholende Modernisierung der nicht-euro-amerikanischen Welt ist aus dieser Warte auf jeden Fall zu verhindern. Ebenso drängte sich die alte Beobachtung wieder stärker auf, dass das westliche

Markt-Modell Menschen systematisch überflüssig macht. Eine Integration der Menschenmassen der Dritten Welt in ein unverändertes kapitalistisches Produktionssystem kann heute nicht mehr ernsthaft als mögliche Entwicklung angestrebt werden.

In erster Linie aber hat das Modell seinen Glanz verloren, weil sich die Elendsbilanzen – mit wenigen Ausnahmen in Südostasien und Südamerika – seit dem Beginn der Entwicklungszusammenarbeit eher verschlechtert haben, was sich wiederum seit 1989 deutlicher zeigt als davor. Für das subsaharische Afrika muss man heute feststellen, dass das Ende des Kolonialismus und rund vierzig Jahre Entwicklungshilfe bei einem Großteil der Bevölkerung nicht zu einem Leben mit mehr Sicherheit, Würde und Wohlstand geführt haben. Für viele Orte gilt, was im Jahr 2000 in einer Tageszeitung im Kongo zu lesen war: «Die Unabhängigkeit hat sich als Alptraum erwiesen.»⁵ Natürlich darf man die Orte des postkolonialen Alptraums nicht zu Chiffren für das ganze subsaharische Afrika machen. Man darf aber auch umgekehrt aus Angst vor falschen Verallgemeinerungen den Versuch nicht unterlassen, den richtigen Kontext für diese Alpträume zu suchen. Die übergeordnete Frage, die sich bei dieser Suche stellt, lautet: Warum ist das so gekommen, und warum scheint es immer so weiterzugehen? Man wird sicherlich – wie schon bisher auch weiterhin – auf verschiedenen Ebenen und aus diversen Perspektiven nach Antworten suchen müssen.

In dem vorliegenden Buch werde ich mich indes darauf beschränken, Entwicklungskooperation als organisierten Prozess zu untersuchen. Damit richtet sich mein Augenmerk nicht auf eine Situation, um deren Entwicklung es geht, und auch nicht auf eine Situation, in der Entwicklungskonzepte am grünen Tisch entworfen werden. Es richtet sich vielmehr auf die Praktiken des Organisierens der Entwicklungskooperation, die im *Zwischenraum* stattfinden – weder ganz dort, wo das Vorbild vermeintlich herkommt, noch ganz dort, wo es realisiert werden soll.

Gleichwohl konnte das Material dieser Studie – wie jedes Material – nur zu bestimmten Zeitpunkten, an konkreten Orten und anhand realer Ereignisse erfasst werden. Aus zwei Gründen habe ich es vorgezogen, meine Geschichte zu fiktionalisieren. Zum einen geht es mir um Zwischenräume und um Zusammenhänge, die nur zum Teil aus den Spezifika lokaler Kontexte ableitbar sind. Die Benennung realer Kontexte würde davon ablenken. Zum anderen habe ich es – anders als etwa ein musikethnologischer Text – mit einem Thema zu tun, das unwillkürlich die bewertende Frage aufwirft: «Wie kann man es besser machen?» Die Benennung realer Akteure würde es den Lesern nahe legen, sich an der Frage

festzubeißen: (Wer ist für die geschilderten Umstände eigentlich verantwortlich?) Die Fiktionalisierung soll dem entgegenwirken und die Aufmerksamkeit von den Stärken und Schwächen existierender Akteure auf die Bedeutung allgemeiner Strukturprinzipien lenken.

Im engeren Sinn spielt die fiktive Handlung meiner Erzählung – die kultur-anthropologische Ermittlung des Protagonisten Drotleff – zwischen Juli und Dezember 1997. Dieser Zeitraum wird durch die rückblickenden Ausführungen der Figuren auf die neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts erweitert. Die wichtigsten Akteure und Orte der Erzählung sind: (1) die Entwicklungsbank eines europäischen Landes namens Normland, also die «Normesische Entwicklungsbank» (NEB) mit Sitz in Zethagen; (2) eine kleine normesische Consulting-Firma namens S&P mit Sitz in Ypsilonia; (3) die Wasserwerke dreier mittelgroßer Städte eines Landes namens Ruritanien, das in Afrika südlich der Sahara gelegen ist.

Problemstellung

Üblicherweise betritt die Ethnologie das Terrain der Entwicklungskooperation im Bereich der so genannten (zielgruppennahen Projekte). Das sind Maßnahmen, in denen man versucht, möglichst direkt mit den Nutznießern zusammenzuarbeiten, wobei es in der Regel darum geht, Bauern und Viehzüchtern etwa neue Anbaumethoden, Saatgut-Veredelungen, Tierzucht-Verfahren oder Kreditsysteme zu vermitteln. Gelegentlich sind auch verarmte Städter einbezogen, wenn es etwa um gesundheitliche Vorsorgemaßnahmen, Aids-Prävention, Familienplanung oder ökologische Schutzmaßnahmen geht. Während man in keinem dieser Bereiche ohne ein Minimum an formaler Organisation auskommt, richtet sich das Hauptaugenmerk auf die Veränderung kultureller Praktiken.

Der finanziell größte Teil der Entwicklungszusammenarbeit fließt allerdings in den Bereich der öffentlichen Infrastruktur der Entwicklungsländer. Hier hat man es mit formal organisierten Systemen zu tun – meist schon von den Kolonialmächten errichtet –, die hauptsächlich Bildung, Gesundheit, Kommunikation, Transport und Verwaltung sicherstellen sollen. In vielen Fällen hat man es dabei auch mit großen technischen Systemen zu tun, wie beispielsweise mit Eisenbahnen, Stromnetzen, Telekommunikations-Netzen, Trinkwasser-Systemen, Computernetzwerken usw. Die Priorität dieses Bereichs lässt sich auch an der Rangliste der Maßnahmen ablesen, die nach einem politischen Neuanfang üblicherweise aufgestellt

wird. Immer wenn eine Region um Autonomie kämpft – wie beispielsweise die Provinz Südkordofan im Sudan –, rufen die Anführer der Bewegung, sobald ein Sieg in Aussicht steht, nach externer Unterstützung in folgenden Bereichen: Zuerst versucht man, die Ernährung zu sichern – dazu müssen zunächst Straßen instand gesetzt, Brücken repariert und Märkte eingerichtet werden. Dann versucht man die Gesundheitsversorgung neu aufzubauen – dazu muss man eine flächendeckende Organisation errichten, Personal ausbilden sowie Medizin und Ausrüstung beschaffen. Später versucht man das Schulsystem wieder in Gang zu bringen. Damit das alles möglich ist, muss man parallel dazu das Verwaltungssystem, eine Steuerbehörde sowie einen Justiz- und Polizeiapparat neu einrichten. Die Anführer und ihre Helfer betonen, dass diese Maßnahmen der Erhaltung der neu erkämpften Selbstbestimmung dienen werden. Sofern sie damit die politische Unabhängigkeit von einem ungeliebten Staatsapparat meinen, aus dem sie sich gerade lösen, trifft die Behauptung zu. Sofern sie aber allgemeine Selbstbestimmung meinen, kann davon keine Rede sein.

Zunächst müssen die, die das Streben nach Autonomie unterstützen sollen, davon überzeugt sein, dass es ein richtiges Streben ist. Wenn Kinderarbeit, Frauen-diskriminierung, Intoleranz gegen Andersgläubige und Umweltzerstörung zu der angestrebten Selbstbestimmung gehören, wird man es schwer haben, dafür Unterstützung zu finden. Die Forderungen werden sich also in der Regel dem Erwartungshorizont der potentiellen Unterstützer anpassen und damit ein lokales Vermittlungsproblem auslösen. Sobald eine Unterstützung in Gang kommt, müssen Organisationsstrukturen und geeignete Verfahren aufgebaut werden, die den Transfer von Geld, Ideen, Modellen und Artefakten ermöglichen, so dass sich hier ein zweites Vermittlungsproblem stellt. Sofern aber das interne Schlüsselproblem, für das man sich Unterstützung von außen holt, im Aufbau von Organisationsstrukturen und bürokratischen Verfahren liegt, hat man es bei diesem zweiten Vermittlungsproblem auch mit einem Begründungszirkel zu tun: Es muss eine Organisationsstruktur aufgebaut werden, die dazu dienen soll, Know-how und Ressourcen zu importieren, die man dafür benötigt, funktionierende und legitime Organisationsstrukturen aufzubauen. Damit ist die Errichtung eines neuen, unabhängigen und souveränen Staatsapparates aber an der Stelle angekommen, an der der alte, von dem man sich gerade befreien möchte, gescheitert ist. Denn der Grund für Autonomiebewegungen ist in der Regel das Nicht-Funktionieren oder die Pervertierung dessen, was man grob gesprochen den modernen Staatsapparat und die zivilgesellschaftlichen Institutionen nennen kann.

Diese Problemstellung lässt sich im kleineren Maßstab und in ruhigeren Gewässern ethnographisch besser untersuchen. Ein seltsames Schlüsselwort desjenigen Teils der Entwicklungszusammenarbeit, der es mit den aufgezählten Organisationsformen zu tun hat, lautet «Rehabilitation». Damit ist gemeint, dass eine Organisation bzw. das ihr zugehörige technische System – etwa eine städtische Trinkwasseranlage oder eine Eisenbahngesellschaft – zwar im Prinzip existiert und auch schon einmal in den Genuss einer Reformmaßnahme kam, aber nach dem Verlauf einer gewissen Zeit soweit heruntergefahren wurde, dass eben eine Rehabilitation ansteht.

Praktisch sieht das ungefähr folgendermaßen aus: Nachdem eine Entwicklungsbank den Antrag auf die Rehabilitationsmaßnahme geprüft hat, beauftragt sie einen privaten Unternehmer, einen so genannten «Consultant», die Maßnahme im Einzelnen zu konzipieren und durchzuführen. Dieser tut dann folgendes: Zuerst studiert er einen Berg von Unterlagen über den Stand der Dinge in der angeschlagenen Organisation und über die letzte Reform. In der Regel stellt er fest, dass die Reform nicht gegriffen hat, weil sie an den Realitäten der Organisation vorbeilief. Das wird dann darauf zurückgeführt, dass der vorausgehende Consultant die Reform falsch konzipiert hat. Folglich macht sich der neue Consultant daran, die Rehabilitation diesmal besser zu konzipieren. Dabei stößt er vor allen Dingen auf das Problem, nicht ohne weiteres herausfinden zu können, was die faktischen Gegebenheiten der maroden Organisation sind, weil diese eben zu keiner zuverlässigen Auskunft mehr in der Lage ist – was ja das Ausgangsproblem war. So gut es eben geht, müssen dennoch eine Situationsbeschreibung und ein Interventionsplan erstellt werden, bevor mit der Rehabilitation angefangen wird. Nach einigen Jahren stellt sich dann heraus, dass die Organisation erneut auf dem Boden liegt, und es wird der nächste Rehabilitationsantrag bei einer Entwicklungsbank eingereicht. In der Regel fällt das nicht so auf, weil die Organisation inzwischen in einer anderen aufgegangen ist, weil das Thema der Rehabilitation diesmal etwas anders formuliert wurde, weil man sich an eine andere Entwicklungsbank richtet, weil inzwischen neue Entwicklungsmethoden gelten oder einfach weil andere Leute zuständig sind, die die Vorgeschichte nicht so genau kennen. Dann wird ein neuer Consultant gesucht, weil der letzte offenbar keine gute Arbeit geleistet hat. Damit geht man in die nächste Runde, die häufig wieder nach demselben Muster verläuft.

Es kann schon sein, dass als Nebeneffekt solcher Spielrunden ein paar erfreuliche Veränderungen ausgelöst werden. Doch offenbar sind diese Veränderungen

nicht groß genug, um das Spiel erfolgreich zu Ende zu bringen. Hier drängt sich der Verdacht auf, dass die Fortführung dieses Spiels die Entstehung eines anderen und vermutlich besseren Spiels verhindert. Wenn das so ist, bestünde die wichtigste Folge der Entwicklungskooperation in der Verhinderung von besseren Möglichkeiten. Und hier drängt sich gleich der nächste Verdacht auf: Die Verhinderung scheint auf der Arena der Entwicklungskooperation selbst zustande zu kommen, d.h. sie lässt sich weder auf Mechanismen zurückführen, die allein in der Gesellschaft verankert sind, um deren Entwicklung es geht, noch auf Mechanismen, die allein in den so genannten «Geberländern» bzw. «Geberorganisationen» liegen. Der Mechanismus, der innerhalb der Entwicklungs-Arena dafür verantwortlich ist, dass das Spiel trotz alledem im Prinzip unverändert weiterläuft, hängt vermutlich mit einem Repräsentationsproblem zusammen.

Üblicherweise konzentriert man sich an dieser Stelle auf die Legitimität politischer Repräsentation im allgemeinen Kontext staatlicher Ordnung und im besonderen Kontext der Entwicklungszusammenarbeit.⁶ Ohne die Bedeutung und Richtigkeit dieser Forschung in Frage zu stellen, werde ich mich in diesem Buch auf die andere, die wissenssoziologische Seite des Problems konzentrieren. Sowohl die Entwicklungskooperation selbst als auch die Organisationsstrukturen, bei deren Aufbau sie behilflich sein soll, haben es damit zu tun, zuverlässige Verfahren der Fernerkundung und -steuerung zu etablieren, die organisiertes Handeln und Kontrolle auf Distanz ermöglichen. Im Kern geht es dabei um die *Repräsentation von Wirklichkeit durch organisatorische Verfahren*, die sich von anderen Teilsystemen der Gesellschaft frei gemacht haben, so dass sie etwa keinen politischen oder ökonomischen Kriterien unterworfen werden können.⁷ Natürlich ist eine thematische Fokussierung dieser Art nicht nur im Gegenstand, sondern auch in der Theorie verankert. Ich möchte mit dieser Studie hauptsächlich an drei laufende Auseinandersetzungen anschließen. (Leser, die sich vor allen Dingen für meine Geschichte interessieren, können von hier direkt zu dem Abschnitt «Text» springen.)

Debatte

(1) Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts haben sich die Zweifel an den Problemen der Repräsentation auch außerhalb der Philosophie so weit verbreitet und radikalisiert, dass eine neue Problemlage entstand. Die Unterscheidung zwischen dem phänomenologisch-hermeneutischen Verständnis der Problemlage und der

neueren (de-)konstruktionistischen Auffassung lässt sich zumindest in einer Hinsicht leicht benennen. Das von Merton berühmt gemachte Thomas-Theorem lautet: «Wenn Menschen Situationen als real definieren, haben sie reale Konsequenzen.» Entsprechend beschäftigt sich die Sozial- und Kulturwissenschaft weniger mit der Welt, sondern mit dem, was die Menschen für die Welt halten. Diese Unterscheidung funktionierte so lange problemlos, als das Thomas-Theorem nicht auf die wissenschaftlichen Realitätsdefinitionen selbst appliziert wurde. Irgendwann zwischen Mitte der sechziger und Mitte der achtziger Jahre konnte die Selbstanwendung des Thomas-Theorems auf die Kultur- und Sozialwissenschaften nicht mehr zurückgehalten werden und avancierte zu der prominentesten Streitsache in diesen Disziplinen.⁸ Für die Verschiebung der Aufmerksamkeit von dem Verhältnis zwischen Text und Wirklichkeit auf das Verhältnis zwischen diversen Texten – also auf Diskurs und Intertextualität – musste freilich ein gewisser Preis bezahlt werden. Viele der neuen Meta-Texte zeichnen sich durch einen Verlust an existentieller Bedeutung aus, der für viele Leser enttäuschend ist. «Was-» und «Warum-Fragen» werden in «Wie-Fragen» übersetzt, ohne dass man am Ende zu der unvermeidlichen Suche nach den Erklärungen der Dinge zurückkehrt.

Für den beschränkten Zweck meiner Argumentation lassen sich die Positionen ethnographischer Arbeit nach dieser Problemverschiebung in zwei Lager teilen: Aus dem einen klingt ein hämisches Frohlocken durch, weil man meint, dass auch die anderen bald wieder dort angekommen sein werden, wo man selbst immer schon war. Hier bilden Positivisten, Phänomenologen und Hermeneutiker alten Stils eine unheilige Allianz gegen «zu viel» Reflexion und «philosophische Angst». Diese Leute meinen, dass sie sich mit dem (De-)Konstruktivismus einen unnötigen Umweg erspart haben, sofern sie gleich auf dem rechten Weg geblieben sind (der für die einen durch Popper und für die anderen durch Gadamer vorgegeben ist). Das andere Lager versucht, die Ausblicke des Umwegs als Einsichten zu bewahren. Hier von einem Lager zu sprechen, ist indes noch ungerechter als im ersten Fall. Das einzige, was diese Leute zusammenhält, ist ein lebendiger Streit. Statt nun die Debatte über die Folgen der (De-)Konstruktion für die Ethnographie an dieser Stelle theoretisch weiterzuführen, zeige ich an dem ausgewählten Gegenstand, wie ich mir einen ethnographischen Umgang mit dem Problem der Repräsentation vorstelle.

(2) Mit wenigen Ausnahmen pflegt die Ethnologie zur Moderne und insbesondere zu deren «Haupt- und Staatsaktionen» ein kauziges Meidungsverhalten. Auch nach

ihrer Heimkehr aus den Tropen in die Metropolen fühlt sich die Anthropologie – wie sie nun eher heißen sollte – in erster Linie für die Erforschung mündlich-narrativen, polyzentrischen Wissens an den Rändern, in den Nischen, auf den Hinterbühnen und im Untergrund zuständig. Sie hat eine Vorliebe für marginalisierte Lebenswelten, die sich als Gegenentwürfe zum hegemonialen Anschlag der Moderne verstehen, und sie begreift sich als deren Fürsprecherin. Nun erfüllt sie aber ihre Fürsprecherrolle just aus der Warte des schriftlich-wissenschaftlichen, logozentrischen Wissens, das die ausschlaggebende Charakteristikum der Moderne ist, die sich alle Gegenentwürfe hegemonial einverleibt. Damit gerät der Anthropologie das Wissen der Moderne zusammen mit den Institutionen zur Herstellung dieses Wissens zum blinden Fleck.

In diesem blinden Fleck findet indes all das statt, was die (post)moderne Gesellschaft ausmacht: Wissenschaft, Technik und Organisation. Hier geht es um das alltägliche Ringen um Verfügbarkeit gesellschaftlicher Entwicklung durch die Herstellung objektiver Repräsentationen. Durch das Auslassen dieser Bereiche wird nicht mehr, aber auch nicht weniger gesagt als dies: Das, wofür die Anthropologie zuständig ist – die Konstitution von Weltbildern –, findet hier nicht statt. Weltbilder sind per Implikation das, was die anderen haben, die im Irrtum leben: Leute, die an die Ehre und die Nation, an Teufel, Engel und Götter, an Homöopathie und fliegende Untertassen glauben. Leute, die den großen Erzählungen Glauben schenken und diversen Ideologien folgen. Weltbilder sind demzufolge immer Trugbilder, die einer anthropologischen Erklärung bedürfen, die immer nach demselben Muster gestrickt ist: Das Bild entspricht weniger der Wirklichkeit, als den gesellschaftlichen Bedingungen seiner Konstitution. Leute hingegen, die auf Finanzmärkten handeln oder diese analysieren, die in Satelliten um die Erde fliegen und sie abbilden, die Atome spalten, DNA-Ketten analysieren, Pflanzen und Tiere klonen, aber eben auch Leute, die Entwicklungskooperation und Anthropologie betreiben, haben (und machen) anscheinend keine vergleichbaren Weltbilder, sonst würde die Anthropologie sich dafür zuständig fühlen. Diese Leute – das wird damit implizit behauptet – bilden die Welt objektiv ab. Die Zuständigkeit der Anthropologie für den «Irrtum», den sie gleichwohl als widerstreitenden und gleichberechtigten Weltentwurf rehabilitieren möchte, resultiert in einer impliziten und damit umso gnadenloseren Denunziation.⁹

(3) Sofern moderne Transformationsprozesse eng mit Entortung und Translokalisierung verbunden sind, erweist sich der herkömmliche Lokalismus der Anthro-

pologie als Hindernis beim Verständnis dieser Prozesse. Während Anthropologen im Regelfall Übergänge zwischen Kulturen herstellen wollen, habe ich die Übersetzungspraktiken anderer Grenzgänger und deren liminale (grenzüberschreitende) Objekte und Ideen beobachtet und analysiert. Und davon gibt es in dem ausgesuchten Terrain nicht wenige:

The planning and implementation of development projects is a focus for massive cosmopolitan activity. In the night telexes chatter, linking clients in Kenya and Indonesia to consultants in California or the Cotswolds. Aid agency staff pick over policies on freeway or commuter line bound for Washington and London. Contractors check their sums over breakfast. As the day closes on the other half of the globe, bureaucrats mark off the dusty minutes to their journey home, while the putative beneficiaries of these concerns cash the day's wages to buy maize or rice for the family meal. *All are linked by the networks that projects weave.* With a cast numbered and funded in billions this is one of the world's fastest growing, yet least analysed, forms of collaborative behaviour. (Hervorhebung RR)¹⁰

Im Sinn dieses Zitats wäre es irreführend zu behaupten, dieses Buch handle von einem ruritanischen Entwicklungsprojekt oder von einer normesischen Entwicklungsbehörde, einem Consultant oder einem Anthropologen in der Entwicklungszusammenarbeit. Diese vier Studienobjekte kommen in dem Buch zwar vor, doch es geht um keines davon. Es geht vielmehr um die Organisation dessen, was zwischen ihnen passiert. Bei dieser Organisation stellt sich wiederum das Repräsentationsproblem ein: Man muss sich auf Darstellungen einigen, die in allen Kontexten Gültigkeit beanspruchen können.

These

Nehmen wir zunächst zwei einfache Aussagen, wie sie auf der Arena der Entwicklungszusammenarbeit jeden Tag zu hören sind. A: «Im subsaharischen Afrika geht es seit Beginn des Strukturanpassungs-Programms aufwärts.» B: «Das kann nur jemand sagen, der an die Ideologie der Deregulierung glaubt.» Die zweite Aussage stellt also in Frage, dass es in Afrika wirklich aufwärts geht, und behauptet darüber hinaus, dass die Wahrnehmung einer Aufwärts-Bewegung in der ideologischen Verblendung des Beobachters liegt. Nun mag man der Unterscheidung zwischen einer Sache und dem Bezugsrahmen des Beobachters zustimmen und darüber hinaus den Inhalt von Aussage B präferieren, doch man darf darüber die struktu-

relle Gleichheit der Aussagen nicht übersehen. Um nämlich der Aussage A widersprechen zu können, muss Aussage B auf dieselbe Argumentationsfigur zurückgreifen. Sie muss für sich in Anspruch nehmen, dass sie ihren externen Referenten – die Ideologie der Deregulierung – sowie die realitätsverzerrende Wirkung dieses Referenten objektiv erfasst hat: also ohne selbst einer ähnlichen Verzerrung zu unterliegen. In eine theoretische Sprache übertragen heißt dies: Objektivismus und Anti-Objektivismus gehören zu derselben Gattung von Aussagen, die sich lediglich auf unterschiedliche Realitätsebenen beziehen. Ihr zirkuläres Verhältnis macht auf die Paradoxie der Letztbegründung von Aussagen aufmerksam, die für sich Wahrheit beanspruchen.

Dieser Paradoxie kann man ausweichen, indem man eine externe Perspektive einnimmt. Doch diese Möglichkeit ist nur dem wissenschaftlichen Zaungast gegeben – oder, wie Mary Douglas sagen würde, dem Einsiedler –, der zumindest im Moment des Perspektivwechsels keine Position dazu beziehen kann, worüber gerade gestritten wird. Damit wird schließlich behauptet, dass der Objektivismus eine unverzichtbare Rhetorik ist, an deren Verbesserung man arbeiten muss, auch wenn sie wie der Horizont unerreichbar ist. Indirekt wird dadurch ein politisches System verteidigt, das ideologischen Verblendungen gegenüber nicht ganz wehrlos ist, sofern es sich weder auf eine letzte (religiöse oder vermeintlich wissenschaftlich nachgewiesene) Wahrheit berufen kann (die sich zwanzig Jahre später als Irrtum erweist), noch dazu verdammt ist, alle Positionen für gleich plausibel zu halten.

Wenn das aber so ist, gilt folgendes: Damit die Richtigkeit von Aussagen überhaupt erhöht werden kann, muss vorerst als Bedingung der Möglichkeit eingeräumt werden, dass Aussagen Wirklichkeiten niemals abbilden, sondern immer schon denkend ordnen (wie Max Weber gesagt hätte). Entsprechend dieser Position hat unentrinnbar jede Repräsentation ihren blinden Fleck: sie kann den eigenen Standort bzw. die eigenen Unterscheidungen nicht beobachten und nicht aus sich heraus begründen. Wenn man deshalb den blinden Fleck niemals loswerden kann, besteht doch zumindest die Möglichkeit, ihn nach Bedarf neu zu «placieren» (wie Luhmann sagen würde). «Bedarf» ist hier ein pragmatisch auf der Hand liegender Zweck, der im selben Zug nicht reflektiert werden kann. «Neuplacierung» meint einen Ort der Beobachtung aufzusuchen, an dem das vorhandene Problem bis auf weiteres toleriert werden kann. Wenn diese Paradoxieplacierung gelingt, erlaubt die neu gewonnene Perspektive eine De-Blockierung vorhandener Möglichkeiten – aber immer nur um den Preis, andere Möglichkeiten eben dadurch zu blockieren.¹¹

Für die oben zitierten Aussagen A und B folgt daraus: Ob man meint, dass es im subsaharischen Afrika «aufwärts» oder «abwärts» geht, hängt mit Sicherheit stark von dem Meta-Narrativ ab, das man im Kopf hat, zumal man sonst wohl kaum so einfach «aufwärts» und «abwärts» unterscheiden könnte. Doch die aufgeworfene Sinn- und Existenzfrage bleibt nach dieser dekonstruktiven Feststellung unverändert im Raum stehen. Man ist lebenspraktisch darauf angewiesen, den Streitpunkt zwischen den Aussagen A und B in der Sache zu klären und nach besseren Antworten zu suchen. Dabei wird man immer wieder zwischen richtigen und falschen Aussagen unterscheiden müssen, um den richtigen Weg zu wählen. Das wird man auch dann tun müssen, wenn sich der Zweifel von Aussage B zu einem Generalverdacht gegen jeden Objektivismus ausgeweitet hat. Allerdings – und darauf kommt es an – wird man es nur dann richtig tun können, wenn man sich darüber im Klaren ist, dass man sich in jedem Fall auf dünnem Eis bewegt.

Entsprechend der *These* dieses Buches glaubt man auf der Arena der Entwicklungszusammenarbeit, festen Boden unter den Füßen zu haben. Man versucht die eigenen Realitätskonstruktionen wie Pflöcke in diesen Boden einzuschlagen, um die Projekte daran festzubinden. Weil man sich aber auf dünnem Eis bewegt, hat das entsprechende Folgen. Über diese Kritik hinausgehend werde ich zeigen, dass der Objektivismus des Entwicklungsdiskurses nicht ostensiv auf den westlichen Universalismus und seinen hegemonialen Anspruch zurückgeht. Vielmehr werde ich demonstrieren, dass es die transkulturellen Aushandlungs- und Entscheidungsprozesse sind, die objektivistische Realitätsdefinitionen hervorbringen.

Als Mittel zur Verhinderung auswegloser Verstrickungen in falschen Realitätsdefinitionen bleibt aus dieser Warte also nur das zurück, was man mit Luhmann als «Wechsel der Beobachterperspektive» (oder «Neuplacierung des Paradoxes») nennen kann. Analog könnte man mit Goffman auch von einem «Rahmen-Wechsel» sprechen: Was man im Rahmen einer Aushandlungs- oder einer Entscheidungssituation für real halten muss, kann man im Rahmen einer Reflexion über das, was eigentlich vorgegangen ist, auf die Bedingungen des ersten Rahmens zurückführen.¹² Für den Zweck meiner Argumentation und insbesondere meiner ethnographischen Darstellung erscheint es mir indes passender, von einem *Code-Wechsel* zu sprechen. Phänomenologisch kann man nur die Verwendung von Codes und den Wechsel zwischen Codes beobachten, während Rahmen und Perspektiven dahinter stehende Erklärungsmuster sind. Die Spieler der Arena müssen sich, um überhaupt an einem gemeinsamen Spiel teilnehmen zu können, auf einen universellen Code einigen, der in allen Bezugsrahmen verständlich erscheint. Ich werde an dieser

Stelle von einem *Metacode* sprechen. Die gleichen Spieler wechseln aber problemlos in einen *Kulturcode*, wenn sie vor und nach dem Spiel die Züge der anderen Spieler kommentieren und auf deren kulturelle Orientierungsmuster zurückführen. Die Arena der Entwicklungszusammenarbeit zeichnet sich durch einen prekären situationalen Wechsel zwischen Metacode und Kulturcode aus.

Vokabular

Wenn die Gültigkeit einer Darstellung korrespondenztheoretisch nicht zu klären ist – auch wenn die Bemühung um korrespondenztheoretische Treue unverzichtbar bleibt –, muss das Konzept der Repräsentation anders definiert werden. Zunächst ist festzustellen, dass im Entwicklungsdiskurs – nicht anders als im anthropologischen Diskurs – Repräsentationen aufwendig fabriziert werden. Nach dem Ausmaß ihrer Durchsetzung und somit ihrer *Institutionalisierung* als gültige Versionen von Welt spielen diese Repräsentationen dann eine konstitutive Rolle für die Definition dieser Welt und die dadurch legitimierten Praktiken. Um das Phänomen namens Entwicklung zu verstehen, kommt es folglich darauf an, die Übergänge zwischen den *Repräsentationen* und den *Praktiken* auf ihre Institutionalisierungen und De-Institutionalisierungen hin zu untersuchen.

Repräsentieren heißt zugleich ‚vor-stellen‘, ‚dar-stellen‘, ‚stell-vertreten‘, ‚vergegenwärtigen‘, aber auch ‚eindrucksvoll darstellen‘ (wie in ‚repräsentative Architektur‘) sowie ‚typisch sein‘ bzw. ‚statistisch repräsentativ sein‘. In allen diesen Bedeutungen scheint dieselbe Figur durch: eine unmittelbar abwesende oder unerreichbare Wirklichkeit wird durch ein Surrogat, eine Kopie bzw. durch einen Fürsprecher vertreten. Dabei geht es zwangsläufig um die Frage der Befugnis (Legitimität, Validität) der Stellvertretung. Stellt der Fürsprecher die Sprachlosen, stellt das *Anwesende* das *Abwesende* richtig dar? Wie können Verzerrung und Täuschung vermieden werden? Über diese Frage gelangt man schnell zu der grundlegenden Paradoxie, die so leicht in die von Luhmann ironisierte Erstarrung führt: Um Realität zu sein, muss sich Realität in einer Repräsentation objektivieren. Doch umgekehrt erschöpft sich die Objektivität einer Repräsentation niemals in der repräsentierten Realität. Welche Rolle spielen also Repräsentationen für die Gestaltung, ja für die *Schöpfung* der dargestellten Wirklichkeit, die ohne Darstellung jedenfalls etwas anderes wäre als mit Darstellung? Welche Rolle spielen Fiktionen als Darstellungen, die keine Wirklichkeit vertreten? Welche Rolle spielen Wirklich-

keiten, die keine Darstellung finden?

Nur in solchen Fällen, in denen man es mit einer unmittelbar beobachtbaren Sache zu tun hat (er öffnet den Hahn und es fließt Wasser), wo sich die Beobachter einen gemeinsamen Bezugsrahmen teilen und zudem in direkter Kommunikation stehen, kann man sich unmittelbar über die Realität der Sache einigen. Doch in solchen Fällen, in denen man über größere (räumliche und zeitliche) Entfernungen und zudem über komplexere Sachen kommuniziert, ist es (auch innerhalb eines Bezugsrahmens) nicht mehr so einfach. Weil man hier den externen Referenten nicht unmittelbar (ins Bild) bekommt, wird man auf die Bedeutung der Repräsentationspraktiken aufmerksam. Repräsentationspraktiken stellen Übergänge zwischen Wirklichkeiten und Vorstellungen her.

Nicht nur die raum-zeitliche Entfernung zu einem externen Referenten oder dessen Komplexität sind dafür verantwortlich, dass ein unmittelbarer Übereinstimmungstest zwischen Repräsentation und Realität misslingen muss. Ausschlaggebend kommt hinzu, dass dasjenige, was in einem Bezugsrahmen als externer Referent gilt, in einem anderen Bezugsrahmen als sozio-kulturell bedingte Imagination angesehen werden kann. Gleichwohl besteht manchmal die Notwendigkeit, sich über diesen Graben hinweg zu verständigen und gemeinsam zu handeln – die Entwicklungszusammenarbeit ist ein typisches Beispiel für diese Problemlage. Wenn also die Repräsentation einer Sache ohne Gültigkeitsverlust von einem in den anderen Bezugsrahmen gelangen soll, lässt sich die entsprechende Repräsentationspraktik als Übersetzen bezeichnen.

Übersetzen findet statt, wenn: eine Idee oder Sache aus einem in ein anderes Idiom, aus einer in eine andere Kultur übertragen wird; eine Idee oder Sache durch eine andere ersetzt wird; eine Idee oder Sache mit einer anderen so verbunden wird, dass sie dadurch weiter reicht oder stärker wird (wie es beispielsweise beim Flaschenzug oder der Fahrradkette der Fall ist); eine Idee sich in einer Praxis oder einer Sache materialisiert und umgekehrt. Alle diese Bedeutungen haben einen gemeinsamen Nenner: Übersetzen bringt Getrenntes zusammen, setzt es dadurch in Relation, vermittelt zwischen zwei Elementen, macht sie kompatibel und kommensurabel. In diesem Sinn bedeutet Übersetzen auch die Herstellung von Kommensurabilität durch die Etablierung von Eichmaßen und Metacodes. Es entsteht eine Form, die vorher nicht da war. Typischerweise kommt bei Übersetzungen regelmäßig die Frage auf: Handelt es sich um eine getreue Übersetzung oder liegt Verrat vor?

Dieser Verdacht ist nahe liegend, denn Übersetzen ist ein Vorgang, der un-

abwendbar mit Macht verbunden ist, die sich im Prozess der Stellvertretung aufbaut und vielfältige Möglichkeiten der Manipulation eröffnet. Von der anderen Seite gesehen, ist politische Repräsentation selbst ein Übersetzungsvorgang. Damit viele Stimmen in einer Stimme aufgehen, müssen sie übersetzt werden. Damit Ideen (ebenso Modelle und Artefakte) translokal zirkulieren – von einer in die andere soziale Welt, von einem in den anderen Bezugsrahmen –, müssen sie von jemandem aufgegriffen, angeeignet und verändert werden. Sie können (ostensiv) aus ihren jeweils ersten Anstößen, aus ihren ursprünglichen Energien, die sie in ihrem ersten Bezugsrahmen hatten, keinen weiten Weg zurücklegen. Bei jedem Übersetzungsakt wird (performativ) unvermeidlich etwas weggelassen und etwas anderes hinzugefügt, sonst würde die Kette der Übersetzungen abreißen. Stärker formuliert: Jeder Übersetzungsakt ist auch ein Schöpfungsakt, der etwas hervorbringt, was es vorher nicht gegeben hat.

Jeder Beobachter, der sich ein *größeres Bild* von der Wirklichkeit machen möchte, als er aus seiner Warte mit eigenen Augen unmittelbar sehen kann, ist also darauf angewiesen, zwischen sich und der Wirklichkeit eine Reihe von *Vermittlungen* und *Stellvertretungen* einzurichten. In einem ersten Schritt muss man sich entscheiden, welche handhabbaren Substitute des Ganzen man überhaupt einsammeln soll. Die einen suchen zuerst einen interessanten Schauplatz auf, die anderen fangen im Archiv oder in der Bibliothek an, und manche befragen zuerst Leute, die es wissen sollten. Wie auch immer die Sammlung zustande gekommen ist, der nächste Schritt besteht darin, die Substitute zu sichten und zu ordnen. Am Ende geht es darum, die inzwischen selektierten und angeordneten Repräsentationen zu dem großen Bild zusammenzufügen, für das man den ganzen Aufwand betrieben hat.

Was geschieht nun, wenn ein Skeptiker daherkommt – ein Fall, der ja unweigerlich irgendwann eintrifft – und die Gültigkeit des Bildes bestreitet? Das Spezifikum des großen Bildes besteht darin, dass man seinen externen Referenten aus keiner Warte vollständig sehen kann. Eben deshalb wollte man ja das Bild als Stellvertretung von etwas einsetzen, dessen Existenz fraglich ist. Wer hat sie schon gesehen: «die Gesellschaft», «die Wirtschaft», «die Gerechtigkeit», «die Macht», «den Fortschritt» oder eben auch: «die Entwicklung»? Der Skeptiker hat also nicht die Möglichkeit, sich das Bild bzw. den Text in die Hand zu nehmen, zu der «Entwicklung» hinzugehen und die Übereinstimmung zwischen Realität und Abbild zu überprüfen. Stattdessen wird er sich die Mühe machen müssen, den ganzen Weg, den der Autor gegangen ist, rückwärts zu gehen. Dabei wird sich herausstellen, dass die einzelnen Substitute, aus denen der Autor das große Bild zusammenge-

setzt hat, auch wieder nur Substitute für andere Substitute sind. Der Skeptiker wird von einem Papier auf das andere kommen und wenn er endlich mal das Licht der Realität zu erblicken meint, wird er dort zunächst auch wieder Substitute antreffen. Irgendwann wird er vielleicht einen Punkt erreichen, hinter dem sich nichts Weiteres verbirgt, doch die Realität, die er endlich zum Greifen vor sich hat, wird ihm keine unmittelbare Antwort auf seine große Frage bieten: Nicht (die Entwicklung steht vor ihm, sondern ein einzelnes, greifbares Artefakt, in unserem Fall etwa «eine neue Wasseruhr».

Die Frage der Objektivität einer Repräsentation muss also anders gestellt werden als nach dem Muster *adaequatio rei et intellectus*. Es geht stattdessen um die Klarheit und die methodische Gültigkeit der Aggregation des großen Bildes aus einzelnen Versatzstücken. Weil diese Versatzstücke keine Substitute für eine externe Realität sind, sondern aus einer Kaskade weiterer Substitute bestehen, hat man es nicht mit einem einzigen externen Referenten zu tun, dem man gerecht werden müsste. Man hat es mit einer Vielzahl interner oder *transversaler Referenten* zu tun, die man selbst in einer Kette so angeordnet hat, dass sie sich nach unten hin abstützen. Eine Repräsentation ist aus dieser Warte immer eine Kaskade von Re-...Repräsentationen. Weil die Praktik des Repräsentierens am besten als Übersetzung verstanden wird, soll hier von *Übersetzungsketten* die Rede sein.

Die thematische Fokussierung und die Architektur des vorliegenden Textes beruhen auf der Annahme, dass die *Herstellung transversaler Referenten* die Schlüsseltechnik sowohl der Entwicklungszusammenarbeit als auch der Ethnographie ist. Wenn ich also sage, dass ich über das *Machen von Entwicklung* schreibe, dann geht es mir um diesen Punkt. Ich werde – um diese Klarstellung noch einmal zu wiederholen – nicht davon berichten, was (dort unten) (etwa in den Wasserwerken von Baridi, Mlimani und Jamala) «wirklich vorgeht». Ich werde vielmehr davon berichten, was im Zwischenraum, in den Übersetzungsketten wirklich vorgeht.

Empirie

(1) Der locus classicus für die Herausbildung des *methodischen Agnostizismus* in der Ethnologie ist die Analyse von Magie, Hexerei und Geisterglaube aller Art. Während die Einheimischen substantialistisch behaupten, die Ursache ihres Glaubens an Geister sei eben die evidente Existenz der Geister, muss der ungläubige Ethnologe umständlichere Antworten suchen, weil ihm die Evidenz nicht einleuchtet.

Solange man es mit der Evidenz von Geistern zu tun hat, finden es nur wenige Bewohner der euro-amerikanischen Welt verfehlt oder anmaßend, die Antwort des Gläubigen durch eine bessere Antwort zu ersetzen. Den Glauben an Geister aus der sozialen Ordnung abzuleiten erscheint überzeugend, weil es eben keine Geister gibt – wie man sich mit seinem gesunden Menschenverstand denkt.

Sobald man es aber mit vertrauten Repräsentationen zu tun hat, erscheint die ganze Sache in einem anderen Licht. Macht sich ein Anthropologe an die Arbeit, um zu untersuchen, wieso manche Menschen glauben, dass die Erde rund sei, werden die meisten Bewohner der euro-amerikanischen Welt dies Unterfangen für abwegig halten, weil man ja weiß, dass die Erde rund ist. Will die Anthropologie aber auch in diesen Fällen für die Frage zuständig bleiben, wie Weltbilder entstehen und sich verändern, kann sie ihre Aufgabe nur dann wirkungsvoll erfüllen, wenn sie symmetrisch vorgeht und ihren aus den Tropen heimgebrachten Agnostizismus zur Methode erhebt. Dies erweist sich heute just überall dort als besonders fruchtbar und angemessen, wo wissenschaftliches Wissen hergestellt wird. Zu allen brisanten Themen entwickeln sich konkurrierende Wissensbestände, so dass am Ende unter Bedingungen ungewisser Sachkenntnis entschieden wird. Deshalb lautet die Schlüsselfrage der Anthropologie vertrauter Terrains (der eigenen Kultur, der Wissenschaft und der Organisation) nicht anders als die Schlüsselfrage der Anthropologie fremder Terrains agnostisch: Wieso können die Menschen wissen, was sie zu wissen glauben?

(2) Im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit hat man es als Ethnograph mit Einheimischen zu tun, die demselben Bildungsniveau angehören, oft wesentlich mehr Geld verdienen und teils hochrangige Positionen bekleiden. Solche Leute können ihr Terrain wirkungsvoll vor unerwünschten Einblicken schützen. Sie betrachten Ethnographen nicht als Repräsentanten einer überlegenen Kultur, sondern eher als Mitglieder der bedeutungslosen Gattung ‚Sozialwissenschaftler‘. Eine solche Situation nennt man *Aufwärts-Forschen* (studying up). Der Punkt, auf den es dabei ankommt, ist dieser: Folgt man dem Prinzip des methodischen Agnostizismus, verschiebt man den Blick auf die Einheimischen in einer Weise, die diese unvermeidlich irritieren muss. Während der Einheimische – in diesem Fall also der Entwicklungsexperte – sich damit plagt, seine Gewissheiten zu erhöhen, um richtig zu handeln, hängt ihm der anthropologische Schatten im Nacken und schaut ihm interessiert aber skeptisch über die Schulter. Diese Konstellation beruht auf einer überheblichen und destabilisierenden Implikation: Du magst hier zwar

der Experte sein, aber ich sehe etwas, was du nicht sehen kannst. Und das ist die Abhängigkeit deiner Vorstellungen von deinem Bezugsrahmen.» Im Kontext des Aufwärts-Forschens kann diese Irritation jeden Moment akut werden und zum Ausschluss des Anthropologen aus dem Terrain führen.¹³

Text

Das Genre des ethnographischen Berichts operiert in der Regel mit *zwei Instanzen* bzw. Perspektiven: Da gibt es zum einen die Einheimischen, um deren «native point of view» es geht (beispielsweise die Trobriander). Sie treten als Angepasste und Gläubige auf, die die Welt so sehen, wie sie sie entsprechend der Realitätsvorstellungen ihrer Kultur zu sehen haben. Zum anderen gibt es den Ich-Erzähler, der die Rollen des Beobachters und des Skeptikers auf sich vereint (im Fall der Trobriander also Malinowski). Er wandert durch die mentale Topographie der Einheimischen und berichtet den Lesern von seinen Eindrücken: Ich war dort, habe selbst gesehen und berichte folglich autorisiert und wahrheitsgetreu, wie es dort ist.»

Dagegen operieren literarische Narrative in der Regel mit *drei Instanzen*: Ein Ich-Erzähler vertritt den empirischen Autor im Text und spielt den unbeobachteten Beobachter der geschilderten Abläufe (erste Instanz, beispielsweise Flaubert in *Madame Bovary*). Der Beobachter folgt einem Skeptiker, der durch die mentale Topographie einer Epoche oder eines Milieus führt (zweite Instanz, Emma Bovary). Indem der Ich-Erzähler dem Skeptiker folgt, trifft er auf Vertreter der Normalität (dritte Instanz, Charles Bovary u.v.a.m.), die er nun durch die Brille des Skeptikers beobachten kann. Indem der Skeptiker aneckt, sich an den Verhältnissen stößt, kann sein Beobachter die Widerständigkeit und Eigenlogik dieser Verhältnisse für die Leser sichtbar machen («Ein Sittenbild aus der Provinz» zeichnen, wie es im Untertitel bei Flaubert heißt). Durch die Einführung einer vierten Instanz kann man den Text selbstreferentiell verfeinern: Der empirische Autor (erste Instanz, beispielsweise Nabokov) delegiert die Rolle des Ich-Erzählers und Autors an eine Figur, die selbst im Text verortet ist (zweite Instanz, Herr N.), während der Rest unverändert wie in der Dreier-Konstellation bleibt. Auf diese Weise wird die Aufmerksamkeit der Leser auf die Tatsache gelenkt, dass der Text fabriziert ist; die internen Regeln der Fabrikation werden beobachtbar und die wechselseitig konstitutiven Übergänge zwischen Repräsentation und Wirklichkeit werden themati-

siert.¹⁴

Weil es mir um Repräsentationspraktiken geht, die ich nicht nur beschreiben, sondern auch in actu vorführen möchte, habe ich mich für eine narrative Konfiguration mit vier Instanzen entschieden. Zunächst bin ich als empirischer Autor unvermeidlich die erste Instanz. Nach dieser Einleitung übernehme ich die Rolle des Ich-Erzählers allerdings erst wieder im vierten Teil mit dem Titel «Auf ein Neues». Die Führung durch die mentalen Topographien der Einheimischen übernimmt als zweite Instanz die Figur eines Ethnographen namens Eduard B. Drotleff, der als Autor der ersten drei Teile des Buches mit den Titeln «Glauben», «Zweifeln» und «Suchen» auftritt. Auf seiner Odyssee durch die Welt der Entwicklungszusammenarbeit trifft Drotleff sowohl auf Einheimische, die den Repräsentationen ihrer sozialen Welt misstrauen (dritte Instanz), als auch auf solche, die ihnen vertrauen (vierte Instanz). Als Autor im Text lässt Drotleff die einen im Teil «Zweifeln» und die anderen im Teil «Glauben» selbst zu Wort kommen. Der Zweifel wird von der Wissenschaft bzw. dem Organisations-Anthropologen Samuel A. Martonoschy vertreten. Den Glauben verkörpern diverse einheimische Figuren, die entscheiden, Verantwortung tragen und dafür bezahlt werden; deren wichtigster Protagonist ist der Unternehmer Julius C. Schilling.

Alle Figuren des Textes haben frei gewählte Namen und sind im Wortsinn Figuren eines Stücks, in dem keine real existierenden Menschen nachgebildet sind. Sie tragen nur die Masken und spielen nur die Rollen, die das Skript vorgibt. Es geht nicht um ihre individuelle Fähigkeit, Aufrichtigkeit und gute Absicht; vielmehr wird allen Figuren eine normale Rollenkompetenz unterstellt. Wenn ihr Zusammenspiel zu keinem guten Ergebnis führt, lässt sich dies nicht auf das Versagen des einen oder anderen Akteurs zurückführen.

Damit die *Story* ihren Lauf nehmen kann, benötigt sie einen *Plot*.¹⁵ Zur Vorbereitung einer Forschungsreise führt Drotleff einige Interviews durch: im *1. Kapitel* erklärt von Moltke als Stellvertreter der Entwicklungsbank den Sinn und Zweck des Projektes; im *2. Kapitel* schildert Schilling als Consultant die praktische Umsetzung; im *3. Kapitel* erläutert der Organisations-Anthropologe Martonoschy, weshalb die Dinge gar nicht so laufen können, wie sie sollten. Im *4. und 5. Kapitel* meldet sich Drotleff dann selbst zu Wort. Nach dem Abschluss seiner Vorbereitungen in Europa besucht er das Projekt in Ruritaniens, um sich sein eigenes Bild von dem Widerstreit zwischen Glauben und Zweifeln zu machen. Schließlich führe ich im *6. Kapitel* alle Berichte zusammen und zeige, was im Zwischenraum wirklich vorgeht.

Glauben

